

Erika

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **34 (1940)**

Heft 10

PDF erstellt am: **26.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-926329>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bauern gegen die Stadt aufzuwiegeln. Es kam sogar zu einem Aufstand. Aber die Stadt Berner stoppten die Bewegung. Damit ihre Untertanen nicht ein Bündnis mit den Waldstätten schließen konnten, kam die Stadt Bern selbst zuvor. Sie schloß im Jahr 1353 einen ewigen Bund mit den Waldstätten und sicherte sich so ihr Herrschaftsgebiet. So waren nun die acht alten Orte zusammen gebündelt. Die Ausdehnung nach Westen wurde für den Bund der Waldstätte wichtig und entscheidungsvoll. Auch im Bündnis mit Bern zeigten sich Eigenutz und Gemeinnutz gemischt. —mm—

Erika.

Von Marin.

Es war an einem Sonntagabend. Die Uhr zeigte auf $\frac{3}{4}9$, als die Leuchtbirne plötzlich rot aufflammte und der kleine Hund sofort zu bellen begann. Wer mochte wohl zu so später Stunde noch kommen?

Wie die Türe aufgeschlossen wird, steht dort eine dunkle Gestalt — es ist eine Frauensperson, jedenfalls eine, welche noch nie über unsere Schwelle getreten ist.

Im Glauben, sie habe sich geirrt, zumal sie sich zögernd und fragend zugleich benimmt, treten wir näher und erkennen in ihr Fräulein Erika Schnyder, eine Schicksalsgenossin.

Obwohl wir das Fräulein mehr dem Namen nach als in Person kennen, heißen wir sie eintreten. Anscheinend hatte sie uns etwas zu sagen. Es kommen nicht selten Leute zu uns, die etwas auf dem Herzen haben und Rat suchen; wir stehen nämlich schon ordentlich hoch an Jahren.

Wie man dann nach gegenseitiger Begrüßung traulich beisammensitzt und nach dem Begehr und Ergehen sich erkundigt, wechselt ein Wort das andere.

Der nächtliche Gast hat sich vorher im Raum diskret umgesehen, ehe er Platz genommen. Er scheint bald alle Scheu und Befangenheit abgelegt zu haben. Nur so war es zu erklären, daß er schließlich ungeniert reden konnte.

Zuallererst bat er mit gewinnender Geste, ihm die späte Stunde nicht übel zu nehmen. Schon hätte er gefürchtet, unverrichteter Dinge wieder den Heimweg antreten zu müssen. In der Dunkelheit habe er das Haus fast nicht gefunden. Obgleich es ein großes Appartement

ist, liegt es selbst am hellen Tag wie versteckt im Grünen. Von der Hauptstraße führt nämlich eine private Zufahrt zu dem langgestreckten, modernen Bau.

Fräulein Schnyder war eine stattliche Erscheinung; ja man konnte sie direkt „schön“ nennen. Auf einem Ohr war sie taub. Ihre Augen und ihr Gebaren verrieten Lebhaftigkeit und Temperament.

Und nun hören wir ihre Geschichte: Von Haus aus in guten Verhältnissen, kam sie in eine Taubstummenanstalt. Mit ihren roten, festen Backen und dem lockigen Haar, stets angetan mit besseren Kleidern, wurde sie der Mittelpunkt ihrer Klasse. Immer aufgeräumt und lebensfroh, gewann sie sich alle Herzen. War es da ein Wunder, daß sie von ihren Lehrern bevorzugt wurde? Das hatte aber zur Folge, daß sie von gewissen Mitschülerinnen beneidet wurde. Nicht wenig trug dazu auch der Umstand bei, daß sich Erika größerer Freiheit erfreute; denn nach Schulschluß durfte sie gleich mit dem Zug heimfahren, um morgens wieder zu erscheinen.

Indessen nahmen sie ihre Eltern schon nach fünf Jahren wieder aus der Anstalt, um sie in ein Internat zu versetzen. Die Intelligenz und schnelle Auffassungsgabe ihrer Tochter mochte sie dazu bewegen haben.

Ihre Ferien verbrachte Erika mit Vorliebe bei einer herzenguten Tante, deren Gemahl ein Konsulat betreute. Ein herrlicher, großer Garten umschloß das zweistöckige Gebäude. War das ein Leben inmitten von Hund und Pony! Mit Hildegard, ihrer gleichaltrigen Kusine, konnte man da springen und spielen nach Herzenslust. Um es ihr gleichzutun, lernte Erika auch fremde Sprachen, das heißt neben dem Französisch, das sie schon konnte, auch noch Italienisch. Ihr Ehrgeiz spornte sie an.

Außerdem griff Erika mit Vorliebe zu Nadel und Schere. Dabei bekundete sie eine große Geschicklichkeit, die ihr angeboren schien. Ihre Motivarbeiten zeugten von Geschmack, alles waren Sachen, die ein Frauenherz beglücken.

Ihre Muße verbrachte Erika am liebsten mit Lesen. Ihr stets reger Geist brauchte Nahrung. Dazwischen schrieb sie Briefe, die ein Genuß waren für die jeweiligen Empfänger.

Das Leben aber birgt nicht eitel Freude. Auch Erika mußte es an sich erfahren. Eine Hiobsbotschaft traf eines Tages ein: ihr geliebter Vater, ein grundgütiger Mensch, war

das Opfer von unglücklicher Bürgerschaft geworden! Die Folgen bekamen bald alle Familienmitglieder zu spüren. Auch das Taschengeld, das Erika bisher unbeschwert bezogen hatte, schrumpfte merklich zusammen.

Als Erika die bekümmerten Mienen der Ihrigen wahrte, nahm sie sich zusammen. Sie wollte sich nützlich machen. Wozu hatte sie einen klaren Kopf und eine schöne Handschrift? Ein guter Freund ihres Vaters nahm sie auf sein kaufmännisches Büro. Zunächst galt es einmal, eine Probe zu machen.

Am Anfang haperte es allerdings ein wenig. Aber durch guten Willen und nie erlahmende Energie brachte es Erika doch so weit, daß der Kaufmann mit ihr zufrieden war. Als dann ihr Monatssalär allmählich eine Steigerung erfuhr, konnte sie ihren Angehörigen etwas unter die Arme greifen. So stieg ihre Selbstachtung, und selbstverdientes Brot schmeckt wohl am besten.

Das Haus Schnyder war gegenüber früher nicht mehr so unnahbar. Und so getrauten sich mit der Zeit immer mehr Taubstumme zu Erika. Namentlich ihre ehemaligen Mitschülerinnen gesellten sich zu ihr. In diesem Milieu tat sich namentlich Mina, eine rothaarige Näherin, hervor. Nachdem auch der blonde Uhrmacher Blidel mit seinem Kameraden Zäch sich eingefunden, trieb es Mina mit ihrer Koketterie ziemlich bunt. Am meisten zugezogen fühlte sich indessen Erika zu der bescheidenen Frieda Bucher, deren Mutter bei Familie Schnyder seit Jahren zu deren Zufriedenheit die Wäsche besorgte. Gottfried Zäch brachte etwa Blumen ins Haus, dieweil er dazu als Gärtner in der Lage war. Blidel aber gedachte der schönen Erika auf ihren Geburtstag einen Ring zu schenken und hoffte damit deren besondere Gunst zu erobern. Es waren indes beide noch unreife Burschen. Mina aber, die insgeheim für Blidel schwärmte, merkte nur zu bald, daß sie ihm immer mehr gleichgültig wurde; ehedem war es anders, dazumal hatte er oft mit ihr geflirtet.

Indessen ließ sich das eifersüchtige Mädchen nicht so bald schwachmatt setzen. Schlau und verschlagen, wie die Mina immer war, sann sie nach Mitteln. Sie war skrupellos genug, denn sie griff zur Lüge. Wie sie es anstellte, war ganz raffiniert. Niemand konnte herausfinden, wie ein bestimmtes Gerücht aufkam. Bald wußten bekannte Klatschbasen unter den

Taubstummen etwas zu erzählen, das offenbar das Licht scheute. Es waren alles Sachen, dessen sich ein anständiges Mädchen unbedingt hätte schämen müssen. So unglaublich das geheimnisvolle Gerücht über Erika Schnyder auch klingen mochte, es fand in düsteren Gassen Glauben. Sonderbar, auch halbwegs verständige Menschen verschlangen es geradezu mit Bier wie saftige, reife Früchte. Neidische Seelen mochten darunter gewesen sein.

Um den guten Ruf von Fräulein Erika Schnyder war es bald geschehen, noch ehe diese von allem Unheil eine blasse Ahnung hatte. Eine „Freundin“ um die andere ließ von ihr ab. Sogar der blonde Blidel und der Gottfried Zäch blieben schließlich fern — alle wollten nicht „im Ding sein“.

Die wirkliche Urheberin des Gerüchts frohlockte im Stillen insgeheim, leider ohne entlarvt zu werden. Der schöne Uhrmacher bündelte wieder mit ihr an. Somit hatte Mina erreicht, was sie wollte. Es war ihr gleich, daß das Haus der Schnyder für alle Taubstummen verschlossen wurde. Vater Schnyder hatte gewettert und getobt, als auch in der Familie alles ruchbar wurde. Man hatte der Sache nachgespürt, aber ohne Erfolg.

Immerhin kam ein gewisses Mißtrauen auf, und zwar gegen niemand mehr als die rote Mina. Instinktiv hatte die brave Frieda Bucher, die nach wie vor bei Schnyders glätete, die falsche Mina im Verdacht; aber nachweisen konnte man es der geliebten Person leider nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Fürsorge für Gehörlose u. Gebrechliche

Arbeitslosenversicherung für Behinderte.

Das Zentralsekretariat Pro Infirmis hat sich die Mühe genommen, uns in folgenden Zeilen über die Arbeitslosenversicherung der Gehörlosen aufzuklären. Für diese Nachschlagearbeit in den gesetzlichen Bestimmungen sind wir Pro Infirmis sehr dankbar.

„Vielerorts besteht die Meinung, daß ein Gebrechen den Träger desselben ohne weiteres von der Versicherungsberechtigung gegen Arbeitslosigkeit ausschließe. Das Bundesgesetz vom 17. Oktober 1924 und die dazugehörige Vollzugsverordnung über die Beitragsleistung an